



NINA BLAZON

*Wolfszeit*

Ravensburger



NINA BLAZON

*Wolfszeit*

Ravensburger



Als Ravensburger E-Book erschienen 2012

Die Print-Ausgabe erscheint in der Ravensburger Verlag GmbH

© 2012 Ravensburger Verlag GmbH

Zitate aus Ulf Diederichs (Hg.): Französische Märchen, Bd 1:  
Märchen vor 1800. Übersetzt von Felix Karlinger, Ernst  
Tegethoff u.a. Eugen Diederichs Verlag München 1989, Seite  
374, 310, 288

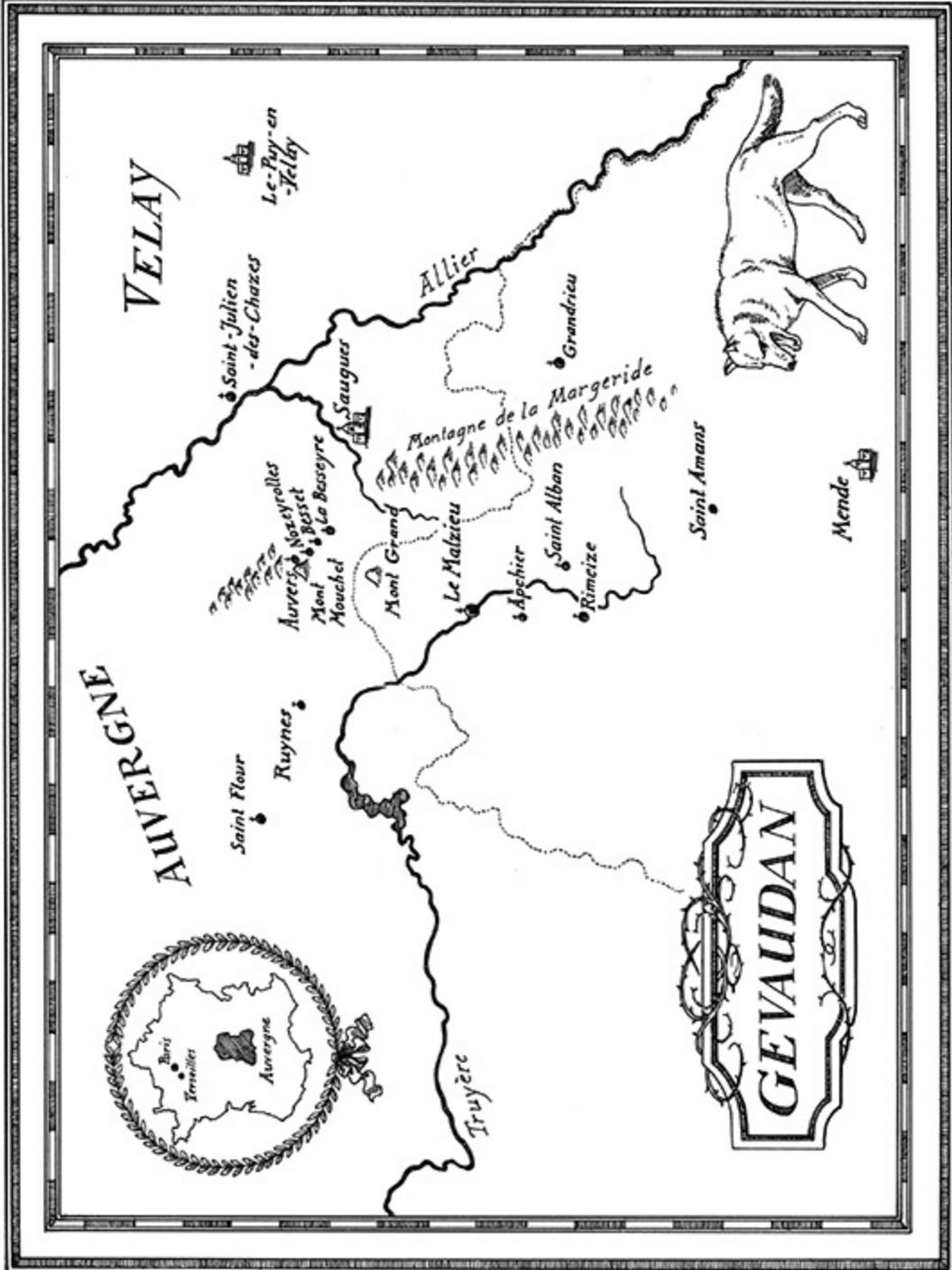
Landkarte: Gottfried Müller

Lektorat: Iris Praël

Alle Rechte dieses E-Books vorbehalten durch Ravensburger  
Verlag GmbH

**ISBN 978-3-473-38452-5**

[www.ravensburger.de](http://www.ravensburger.de)



## ES TRETEN AUF

### DIE VERSAILLER GESELLSCHAFT

*Monsieur de Buffon*

Naturforscher, Verfasser der „Allgemeinen und speziellen Geschichte der Natur“ (*Histoire naturelle générale et particulière*)

*Thomas Auvray*

Schüler der königlichen Zeichenakademie, Assistent von Monsieur de Buffon

*Charles Auvray*

Thomas' Vater, Handschuhfabrikant

*Jeanne de Vaubernier*

angehende Mätresse von König Louis XV.

*Monsieur du Barry*

Kuppler und Intrigant mit Kontakten zum Königshof

*Claire de Tremins*

Nichte des Grafen de Tremins

*Monsieur de l'Averdy*

Königlicher Finanzkontrolleur, zuständig für die Finanzierung der Jagden auf die Bestie im Gévaudan

### DIE OFFIZIELLEN BESTIENJÄGER

*Capitaine Duhamel*

Befehlshaber über ein Regiment von Dragonern

*Die Herren d'Enneval*

Vater und Sohn, zwei normannische Wolfsjäger

*Monsieur Antoine*

Erster Arkebusier und Zweiter Jäger des Königs

IM GEVAUDAN

*Etienne Lafont*

Syndicus der Diözese von Mende, verantwortlich für die Organisation der Jagden

*Madame de Morangiès*

Adelherrin im Schloss von Besset

*Eric de Morangiès*

ihr junger Neffe, Schloss von Saint-Alban

*Adrien Bartand*

sein Bediensteter

*Jean-Joseph d'Apcher*

Marquis (Markgraf), Schloss de Besque

*Belle*

das Rabenmädchen

*Jean Chastel*

Besitzer des Gasthauses *La Vache Blanche*

*Thérèse Chastel*

seine Frau

*Marie, Delphine, Camille*

ihre Töchter

*Pierre, Bastien, Antoine*  
ihre Söhne

# CHAPITRE I

## LA BETE FEROCÉ

*Eine wilde Bestie, unbekannt in unseren Breiten, tauchte hier auf, und niemand weiß, woher sie gekommen ist. Wo immer sie sich zeigt, hinterlässt sie eine blutige Spur der Grausamkeit.*

*Doch Gottes Gerechtigkeit, so sagt der heilige Augustinus, lässt niemals zu, dass Unschuldige Qual erdulden. Nur wer gefehlt hat, muss leiden. Dieser Grundsatz lässt euch keinen Zweifel: Euer Unglück kann nur aus euren Sünden kommen.*

Gabriel-Florent de Choiseul-Beaupré, Bischof von  
Mende  
Aus dem Hirtenbrief, Dezember 1764

## ROTE NARZISSEN

**A**nne versuchte so leise wie möglich nach der Waffe zu greifen. Doch ihrer Großmutter entging das leise Geräusch von Metall, das an der Steinwand der Bauernhütte kratzte, nicht. „Wo willst du schon wieder hin, Kind?“

Anne zuckte ertappt zusammen und schloss die Hand fester um die Lanze. Nun, eine richtige Lanze war es nicht, nur ein Hütestock, an dessen Spitze ein kurzes Messer befestigt war.

„Ich sehe nur nach dem Vieh, *Mémé*.“

Die Alte ließ die hölzernen Klöppel, mit denen sie gerade ein Spitzenband knüpfte, in den Schoß sinken. „Schon wieder? Was ist heute nur los mit dir, Anne? Du willst doch nicht etwa aufs Feld?“

„Nein, nur in den Stall.“

„Wo ist dein Vater? Warum geht er nicht?“ Die heisere Stimme schraubte sich in die Höhe. „Jacquot!“

„Pssst! Sei doch ruhig! Du weckst nur die Kleinen auf.“ Sofort tat ihr der grobe Tonfall leid. Natürlich hatte die Alte vergessen, wo ihr Sohn heute war, in letzter Zeit vergaß sie fast alles sofort wieder. Es war ein Wunder, dass sie sich immer noch an die komplizierten Klöppelmuster erinnerte. Und natürlich machte sie sich Sorgen – in diesen Tagen lebten alle in Angst vor dem, was draußen in den Wäldern lauerte.

„Papa ist auf der Versammlung im Dorf – wegen der großen Treibjagden, das weißt du doch“, setzte Anne freundlicher hinzu. „Dieser Dragonerkapitän mit seinem

Regiment will alle Männer aus den Dörfern zusammenziehen.“ Mit einer Hand schlang sie sich hastig ihr Wolltuch um die Schultern und legte es über die Haare.

„Du bleibst gefälligst hier, Mädchen! Ich erlaube dir nicht ...“

„Ich komme doch sofort wieder.“

Ihre Großmutter setzte schon zum Schimpfen an, aber vor Aufregung musste sie husten.

„Vorsicht!“, rief Anne, doch es war schon zu spät. Die Klöppelrolle rutschte der Alten vom Schoß und mit der Rolle das zarte Spitzengewebe, das gerade erst zu einem Muster wurde.

Anne legte die Lanze auf dem Boden ab und stürzte zum Feuerplatz. Einen der rollenden Klöppel erwischte sie gerade noch rechtzeitig, bevor er der Glut zu nahe kam. *Mémé* fror so leicht und rückte deshalb mit ihrem Stuhl immer viel zu nahe an die Flammen der großen Ofenstelle.

„Beinahe wäre das gute Garn verbrannt. Warum musst du dich nur immer sofort aufregen?“

„Warum?“, krächzte die Alte. „Bilde dir bloß nicht ein, ich würde nicht merken, wie du ständig versuchst dich davonzustehlen. Gib's zu, du willst doch nur wieder zu diesem Kerl aus der Fremde, der dir schöne Augen macht.“

Schimpfend beugte sie sich vor und tastete auf dem Boden nach ihrem Klöppelzeug. Es war schon zwanzig Jahre her, dass sie ihr Augenlicht verloren hatte. Doch für ihre Kunst brauchte sie es nicht. Ihre knotigen Finger vollbrachten kleine Wunder aus feinsten Spitze - Wunder, die der Bauernfamilie Tanavelle zusätzliches Geld brachten.

„Lass!“, murmelte Anne. „Ich hebe es auf.“

Hastig sammelte sie die verstreuten Gegenstände auf. Das Garn hatte sich verheddert, das Spitzenband hatte sich an

einer Stelle von den Stecknadeln gelöst, Ascheflocken hingen an dem durchbrochenen Gewebe. Behutsam pustete Anne sie weg, dennoch blieben graue Schmutzspuren zurück. Bevor sie das Spitzenband wieder glatt zog, betrachtete sie das Muster. Es waren Lilien – die Blumen der Jungfrau Maria. Schon seit Monaten klöppelte *Mémé* nur diese Blumenformen und betete dabei ununterbrochen, als versuche sie auf diese Weise, einen Schutzzauber für die Familie zu weben.

„Was willst du überhaupt schon wieder im Stall?“, schnappte die Alte nun. „Jacquot sagte, die Kuh kalbt noch nicht.“

„Und was, wenn Papa sich irrt? Nach trächtigen Kühen kann man nicht oft genug sehen.“ Es kostete sie viel, so ruhig zu antworten. Alles in ihr wollte aufspringen und zum Tor laufen, um sicher zum zehnten Mal an diesem Tag Ausschau zu halten – nach zwei Männern. Wenn es zwei Männer wären, wüsste sie, dass alles gut werden würde.

„Die Kuh ist schon einmal aus dem Stall entwischt“, sprach sie im Plauderton weiter. „In den letzten Tagen benimmt sie sich wie eine Verrückte. Ich wette, wenn sie könnte, würde sie sogar durchs Fenster klettern, um ins Freie zu kommen.“

„Ja, wie die Herren, so die Tiere.“ *Mémé* schnalzte missbilligend mit der Zunge. „Jacquot ist ebenso. Und du bist fast noch schlimmer als dein Vater. Ihr seid beide leichtsinnig und könnt nicht still sitzen. Immer raus! Immer dorthin, wo die Musik spielt!“ Verächtlich spuckte sie ins Feuer. „Denkt jemand dabei an mein armes altes Herz? Als du gestern so lange fort warst, wäre ich fast gestorben vor Angst. Ich dachte schon ...“

„Das sind doch Hirngespinnste, *Mémé*, hör auf damit!“ Aber ihr Blick fiel auf die Lanze. *Sie haben es nicht weit und sind nicht in Gefahr. Nicht zwei kräftige, mit Lanzen und Stöcken bewaffnete Männer.*

Dennoch fröstelte sie und wandte sich rasch ab. Sie wollte nicht daran denken, nicht heute, nicht seit gestern Abend. Alles, was sie sehen wollte, war Adriens Lächeln. Sie dachte an das Flüstern, das an ihrem Ohr gekitzelt hatte, und spürte sofort wieder dieses kleine, glühende Glück in ihrem Bauch, das sie wärmte und atemlos machte.

„Womit soll ich aufhören?“, beharrte die Alte starrsinnig. „Mit dem Fürchten oder mit dem Beten? Du hast doch gehört, was der Pfarrer gesagt hat. Eine Strafe Gottes ist über uns gekommen, hat er gesagt, eine Strafe für die Sünden der Menschen. Also bleib hier! Das Ungeheuer jagt die Sünder und es wird sie alle finden und zerreißen ...“

„Ich bin aber keine Sünderin, und auch die armen Kinder, die die Bestie gefressen hat, waren es ganz sicher nicht. Ich muss jetzt nach der Kuh sehen. Du weißt genau, dass vier hungrige Mäuler auf die Milch warten. Hier, bevor du das Garn entwirrt hast, bin ich wieder da.“

Sie schob die Rolle, auf der das halb fertige Spitzenband mit winzigen Nadeln festgesteckt war, wieder auf den Schoß der alten Frau.

Doch bevor sie davonrennen konnte, schnappte die Großmutter nach ihrem Handgelenk und zerrte sie nach unten, bis Anne nichts anderes übrig blieb, als vor ihr auf die Knie zu gehen. Ihre Großmutter glich einer verdorrten Wurzel, aber wenn sie so wütend war wie jetzt, hätte sie immer noch ein bockendes Maultier am Strick halten können.

„Was bildest du dir ein, du hochmütiges Gör? Die Kinder büßen für die Sünden ihrer Eltern! Und du willst keine Sünderin sein, Anne? Alle Menschen sind Sünder von Geburt an, merk dir das, und ihr jungen Mädchen ganz besonders. Sieh mich gefälligst an!“

Trockene, kräftige Hände legten sich schmerzhaft fest um ihr Gesicht, zwangen sie, den Blick zu heben. Es war unheimlich, in die blinden Augen zu schauen, zwei granitgraue, stumpfe Scheiben. „Oh, ich kenne euch jungen Leute. Ihr habt alle zusammen keinen Anstand mehr und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Deine Mutter war mit dir schwanger, noch bevor Jacquot wusste, wie ihm geschah. Bilde dir also bloß nicht ein, ich wüsste nicht, warum du hier im Zimmer herumrennst wie eine rollige Katze. Du willst zu dem Kerl, mit dem du schon seit dem Sommer herumschwänzelst. Wartet er unten auf dich?“

„Was denkst du nur!“, stieß Anne hervor. Viel zu dicht neben ihr knisterte das Feuer und wärmte ihre linke Schulter, aber ihr war auch aus einem anderen Grund plötzlich so heiß, dass ihr der Schweiß ausbrach. *Ich bin keine Sünderin. Weil wir verlobt sind, ist es vor Gott kein Unrecht.* Dennoch schämte sie sich, dass sie hier, von Angesicht zu Angesicht mit ihrer alten Großmutter, wieder an die Stunden mit Adrien denken musste. Seine warme Haut an ihrer kühlen und seine Lippen ...

Sie hatte das Gefühl, dass die blinden Augen direkt in sie hineinsehen konnten.

„Ich habe doch nur getanzt, na und?“, setzte sie trotzig hinzu.

„Getanzt!“, spottete *Mémé*. „Wenn er ein anständiger Kerl wäre, hätte er dich längst geheiratet. In deinem Alter hatte

ich schon sechs Kinder. Wenn ein Mann eine Frau will, dann zögert er nicht.“

Anne machte sich grob los. Das Schlimme war, dass ihre Großmutter es stets schaffte, mit einem Wort, einem Satz oder nur einem spöttischen Lachen den Zweifel anzufachen. Jetzt sah sie die anderen Mädchen vor sich und sich selbst in ihrer Mitte, unscheinbar mit ihrem mausbraunen Haar und der Haut, die selbst im Winter sonnenverbrannt wirkte. Und sie fragte sich tatsächlich, warum Adrien, der alle Mädchen hätte haben können, ausgerechnet sie heiraten wollte.

„Außerdem kennst du ihn doch kaum. Immer unterwegs, der Kerl, und alle paar Wochen schneit er rein wie aus dem Nichts und tut so, als wäre er nie weg gewesen. Woher willst du wissen, dass er nicht in jedem Dorf eine sitzen hat?“

„Das ist nicht wahr, er ...“

*Mémé* winkte ab. „Er macht dir nur Hoffnungen, um dich ins Heu zu kriegen. Und eins kannst du mir glauben: Nicht jeder ist danach so anständig wie dein Vater, der sein Mädchen vor den Pfarrer geführt hat, bevor man den dicken Bauch sah. Und besonders hübsch bist du ja auch nicht ...“

„Woher willst du das wissen?“, fauchte Anne.

*Mémés* heiseres Lachen ging in ein Husten über. „Ich habe immer noch Ohren. Ich kann mich nicht erinnern, dass die Burschen dir nachpfeifen. Und ich habe auch noch keinen gehört, der Lieder auf deine Schönheit gesungen hätte.“

Das reichte! Anne sprang auf. „Adrien wird mich heiraten! Heute auf der Versammlung wird er Vater fragen.“

Jetzt war es raus – und *Mémés* zufriedenes Lächeln zeigte ihr wieder einmal, dass ihre Großmutter zwar vergesslich war, aber immer noch schlau wie ein Fuchs. Jetzt war sie nicht mehr nur auf die Alte wütend, sondern vor allem auf sich selbst.

„Ach, da lang läuft der Hase“, stellte *Mémé* mit einem listigen Grinsen fest. „Na, aber selbst wenn der Kerl dir nicht nur Honig ums Maul geschmiert hat, um dich rumzukriegen: Glaubst du wirklich, dein Vater wird dich einem fahrenden Hungerleider zur Frau geben?“

Diesmal war Anne besonnen genug, um sich zusammenzureißen. „Er hat Arbeit!“, erwiderte sie betont ruhig. „Beim Grafen de Morangiès, das hat er mir gestern gesagt.“

„Warum fragt er dich dann jetzt erst?“

*Weil ich endlich so klug war, mit einem anderen zu tanzen, dachte Anne. Weil er gestern begriffen hat, dass ich nicht ewig warte und dass auch andere Füchse um den Hühnerstall schleichen.* „Na, weil er sicher sein wollte, dass er genug Geld für die Hochzeit und ein Haus hat. Du wirst es schon noch merken: Adrien ist ein anständiger Kerl. Außerdem ist er großzügig und stark und freundlich zu allen Kindern. Er ist ehrlich, er meint es ernst mit mir und ...“

„... du hast dein Herz verloren.“ *Mémé* schüttelte mit einem tiefen Seufzer den Kopf. „Ach, *ma puce*, du denkst, das Leben ist nur zum Tanzen und Küssen da, du wirst dich noch wundern. Aber wer hört schon auf eine alte Vettel wie mich, was? Das glaubst du doch, dass deine *Mémé* nicht mehr ganz richtig ist?“

Anne antwortete nicht und für einige Augenblicke war die Stille schwer und dicht, nur das Knistern des Feuers füllte

den Raum. Dann seufzte *Mémé* wieder, ihre Schultern sanken ein bisschen herab. Nachdenklich wandte sie ihr Gesicht dem Feuer zu, als würde sie die Flammen betrachten. *Oder ihre Erinnerungen an eine bessere Zeit*, dachte Anne. *Als sie selbst noch jung war und das schönste Mädchen im Gévaudan*. Seltsamerweise verflog ihr Zorn bei diesem Gedanken. Stattdessen ergriff sie Zärtlichkeit für die kleine, zähe Gestalt neben dem Feuer.

„Ach, ihr Jungen macht doch längst, was ihr wollt!“, sagte die Alte nach einer Weile. Und zu Annes Überraschung klang ihre Stimme diesmal sanfter. „Falls es wirklich so ist, wie du sagst, mache ich dir ein Spitzenband zur Hochzeit. Aber wenn du mit deinem Adrien nicht glücklich wirst – dann denk an meine Worte!“

Anne brauchte ein paar Augenblicke, um zu begreifen, was die Großmutter ihr auf ihre verdrehte Art sagen wollte. Wenn *Mémé* nicht gegen die Heirat war, dann würde ganz sicher auch ihr Vater Ja sagen!

„Ein Spitzenband?“, rief sie und lachte. „Oh ja, aber eines mit Narzissen statt Lilien, *Mémé!* Und du wirst sehen – schon im nächsten Winter hast du einen Urenkel.“

*Mémé* schnaubte und winkte ab. „Ach, rede keinen Unsinn, im nächsten Winter bin ich längst schon bei Gott dem Herrn.“

Aber Anne entging nicht, dass ein Lächeln die faltigen Züge erhellte.

Sie hob die Lanze auf und machte, dass sie zur Tür kam, bevor *Mémé* sich wieder an den eigentlichen Grund des Streits erinnerte. Ihre Holzschuhe klapperten auf der Stiege, die von den Wohnräumen zum Stall im unteren Teil des Hauses führte. Erst als ihr der warme Duftdampf von Kuhfell und der stechende Ziegengeruch in die Nase

stiegen, hielt sie inne und schloss die Augen. Ihre Hand glitt zum Hals und streichelte die Haut, so wie Adrien es gestern getan hatte. *Adrien.*

Der leise Zweifel, den der Streit mit *Mémé* in ihr geweckt hatte, verschwand und sie lächelte bei der Erinnerung an Musik und Tanz.

Männergesichter tauchten vor ihr auf: ein Bursche mit einem netten Lächeln, ein Soldat, der sie herumgewirbelt hatte, und ein reisender Herr mit einem teuren Mantel. Doch ihre Gesichter verloschen und zurück blieb nur Adrien – seine Augen, braun wie Wildkastanien, die sichelförmige Narbe, die seinen linken Mundwinkel ständig leicht zum Lächeln brachte, und das lockige, dunkle Haar, das er im Nacken mit einem Lederband bändigte. Sie legte die Wange an den Stock.

„... *que Ricdin-Ricdon je m'appelle*“, sang sie leise das Lied, mit dem er sie so oft zum Lachen brachte und das nur ihnen beiden gehörte. Fast konnte sie wieder das Flüstern an ihrem Ohr spüren, nachdem er sie grob aus den Armen des Soldaten gezogen hatte. Sie war erschrocken über seine Wut gewesen, fast ein wenig fremd war er ihr erschienen, und seine Hand hatte sich schmerzhaft fest um ihren Arm geschlossen. Aber auch seinen Zorn und die Eifersucht hatte sie genossen. *Willst du mich, Anne? Ich werde mit deinem Vater sprechen. Gleich morgen. Wenn du mich nur willst!*

„Adrien Bartand“, flüsterte sie, „und Anne – seine Frau.“  
*Aber nur, wenn Vater zustimmt.*

Das Klappern einer Tür ließ sie herumfahren. Ihr Vater sah immer zuerst nach dem Vieh, bevor er in die Stube ging. Aber die Hoffnung, dass er mit Adrien zurückgekehrt

war, um das Heiratsversprechen mit Schnaps zu besiegeln, wurde enttäuscht.

Kalter Wind pfiß durch den Türspalt, der wie ein scharfer Schnitt im Dunkel des Stalls gleißend weiß wirkte. Und die trächtige Kuh war fort! Anne packte die Lanze fester und stürzte durch die Stalltür in den Hof.

Auf ihrem Gesicht glühte noch die Wärme des Feuers und ließ den Wind doppelt so eisig erscheinen. Es war ein klirrend kalter Januar. Schnee fiel in großen, trockenen Flocken vom Himmel und überdeckte bereits wieder alle Spuren. Das verrückte Tier hatte das Hoftor aufgedrückt. Das hatte gerade noch gefehlt! Anne lief zum Tor. Als sie vorhin hier gewesen war, um nach den Männern Ausschau zu halten, konnte man noch den Weg erkennen, der bergab zum Dorf führte. Nun waren die Häuser nicht mehr zu sehen, nur den Glockenturm der Kirche konnte sie talabwärts im Nebel erahnen. Die Berge, die man an klaren Tagen in der Ferne sehen konnte, waren ganz verschwunden. Anne zögerte nur einen Augenblick, bevor sie das Tor aufstieß. Ihr Herz schlug bis zum Hals, als sie den Hof verließ und die Grenze zwischen Sicherheit und Wildnis überschritt. Aber dann hob sie entschlossen das Kinn. Sie wäre nicht Anne Tanavelle gewesen, wenn sie die Kuh draußen in der Kälte gelassen hätte!

Schon nach wenigen Schritten umgab sie milchiges Weiß. Schneefinger schienen nach ihr zu greifen. Fröstelnd hastete sie bergauf und versuchte dabei ihre Holzschuhe nicht zu verlieren.

Dann sah sie das Tier – hellbraunes Fell, zwei Hörner mit schwarzen Spitzen. Vor lauter Erleichterung zitterten ihr die Knie. Die Kuh war noch nicht weit gekommen, sondern

trottete gerade auf einige der zerfransten Buchen auf der Anhöhe zu.

„Na warte!“, murmelte Anne und rannte wieder los. Schnee rutschte ihr in die Schuhe, Kälte biss in ihre Finger. Zu dumm, dass sie ihre Fäustlinge zu Hause gelassen hatte! Atemlos erreichte sie die Anhöhe und stieß einen leisen Pfiff aus. Das kleine *Aubrac*-Rind blieb auf der Stelle stehen und äugte träge zu seiner Herrin hinüber. Der Strick baumelte ihm um den Hals, ein wolliges Ohr zuckte. Das weiße Fell, das Augen und Maul umrandete, und die schwarze Nase ließen das Tiergesicht wie eine Gauklermaske erscheinen.

Anne raffte den Rock und stapfte weiter, die Lanze benutzte sie als Stock. Unter der Schneedecke traf das Holz felsigen Untergrund. Mit klappernden Zähnen erreichte sie das Tier und griff nach dem Strick. Doch sie hatte die Rechnung ohne ihre verrückte Kuh gemacht. Die warf sich mit einem Satz herum und trabte schwerfällig ein Stück davon. Anne musste sich beherrschen, um nicht loszubrüllen.

„Jolie!“, rief sie der Kuh leise hinterher. „Komm her, Jolie – meine Hübsche!“, lockte sie das Rind. Und tatsächlich blieb das Rind wieder stehen und wandte den Kopf. Anne war mit wenigen Schritten bei ihm, erwischte den Strick und versetzte ihm mit der Lanze einen kleinen Schlag auf die Kruppe. „Dummes Tier!“, schimpfte sie. „Was suchst du hier draußen? Wenn die Wölfe dich und dein Kalb fressen, haben wir keine Wintermilch.“

Plötzlich wurde ihr bewusst, dass sie sich ein ganzes Stück vom Haus entfernt hatte. Der Wind rauschte lauter als zuvor in den Baumkronen, Schnee knisterte, als ein jäher Windstoß über die Kuppe wehte. Ein Geräusch ließ

sie erschrocken herumfahren. Es war nur ein Rabe, der davonflatterte, aber Anne ertappte sich dabei, wie sie sich an die Kuh drängte, ihre Hand in das wollige Fell gekrampft.

*Ich wette, dieses Ungeheuer, vor dem sich alle fürchten, ist nur ein gewöhnlicher Wolf.* Das hatte Adrien gesagt. Der Gedanke an ihn war wie ein sicherer Ort.

„Sei kein Feigling, Jolie!“, raunte sie der Kuh zu. „Los, zurück in den Stall!“

Es war beruhigend zu sehen, wie der kleine Hof mit jedem Schritt bergab näher kam. *Mémé* hatte sicher in ihrer Arbeit innegehalten und lauschte besorgt auf die Schritte ihrer Enkelin.

„Ich komme schon“, flüsterte Anne und zog ungeduldig am Strick.

Ein grober Schlag gegen die Schulter nahm ihr den Atem und ließ sie straucheln. Erst dachte sie, die Kuh sei gestolpert und hätte sie dabei gestoßen, aber im selben Moment wurde der Strick mit einem schmerzhaften Ruck durch ihre geschlossene Faust gerissen. Sie verlor das Gleichgewicht, hart schlug ihr Knie gegen den Fels, aus dem Augenwinkel sah sie die Kuh davonstürmen. Doch neben ihr waren immer noch Atem, Fell und Wärme, eine Gegenwart. Mit einem Keuchen wälzte sie sich herum. Ihr Schuh blieb im Schnee stecken. Ein Schemen huschte am Rand ihres Gesichtsfeldes davon. Irgendetwas umkreiste sie. Doch erst als sie das Knurren hörte, begriff sie. Ohne nachzudenken, riss sie die Lanze hoch. Holz traf mit einem dumpfen Laut. Der Geruch nach wildem Tier stach ihr in die Nase. Fangzähne blitzten auf, viel zu nahe an ihrem Hals - und schnappten genau in dem Augenblick zu, als sie den Arm hochriss und sich zur Seite warf. Die Fänge

gruben sich in ihren Arm. Ein greller Schmerz durchzuckte sie. Mit aller Kraft schlug sie mit der Faust und traf. Der Biss lockerte sich, das Untier ließ los und wich zurück. Und während sie sich verzweifelt auf die Knie hochrappelte, erkannte sie mit absoluter Sicherheit, dass es kein Wolf war, kein Wolf sein konnte.

*Die wilde Bestie*, hörte sie *Mémé* flüstern. *La Bête Féroce!* Es war seltsam, dass sie kein Entsetzen verspürte, nicht einmal Angst, sie wusste nur, dass sie nicht sterben durfte – nicht heute, nicht hier, nicht ohne das Spitzenband aus Narzissen und Adriens Kuss am Hochzeitstag. Der Schrei, der jetzt aus ihrer Kehle kam, war rau und dunkel und gab ihr die Kraft, das Holz hochzureißen und nach dem Ungeheuer zu stoßen. Das Messer an der Spitze traf auf Widerstand. Mit aller Kraft stieß sie noch einmal zu, kam tatsächlich auf die Beine – und sah voller Entsetzen, wie das Messer sich löste und in den Schnee fiel. Die Bänder, die das Messer am Stock fixiert hatten, waren aufgegangen.

Ihr zweiter Schuh rutschte ihr vom Fuß. Geistesgegenwärtig packte sie ihn, schleuderte ihn gegen den breiten Schädel der Bestie und drehte sich um. Barfuß rannte sie weiter, den Stock fest in der Hand. Eiswind wehte ihr in die Augen und nahm ihr die Sicht. Flocken schmolzen auf ihrer Stirn. Sie spürte Kälte an ihrer Schulter und etwas Nasses, erst warm, dann kühl im Wind. Sie war verletzt, schlimm sogar, aber sie spürte keinen Schmerz, nur eine Schwere, die an ihren Beinen zerrte, als würde sie durch zähen Moorgrund stapfen. *Ich muss es bis zum Stall schaffen!*

Schnee stob auf, als das Ungeheuer sie wieder zu Fall brachte, der Stock glitt aus ihrer Hand. Aber sie kämpfte

und schrie mit aller Kraft, trat mit bloßen Füßen, schlug, kratzte und biss. Einmal schmeckte sie drahtiges Fell zwischen den Zähnen, einmal streiften Reißzähne über ihren Handrücken und glitten wieder ab. Sie riss die Arme hoch, um der Bestie die Augen auszukratzen und erschrak, als sie ihre Hände sah. Es sah aus, als trüge sie rote Handschuhe aus Blut. Das Zögern kostete sie einen wertvollen Augenblick. Krallen kratzten über ihr Schlüsselbein, das Gewicht des Raubtiers drückte ihr die Luft aus der Lunge. In diesem Augenblick wusste sie, dass sie verloren hatte. Fuchsrote Augen starrten sie an und das Knurren klang wie ein Wort: *Sünde*. Sie presste die Lider zusammen, um nicht in diese Augen blicken zu müssen. Aber auch hinter ihren geschlossenen Lidern schienen sie zu glühen wie zwei untergehende Sonnen. *Heilige Muttergottes, rette mich!*, flehte sie in Gedanken. *Ich wollte nicht, ich wollte nie ...*

Sie versuchte zu schreien, als etwas hart gegen ihre Kehle schlug und ihr die Stimme und den Atem nahm. Ihr Kopf fiel zur Seite. Es wurde warm an ihrem Kinn, ihrem Hals. Sie tastete mit der Hand danach und fand eine Wunde, doch seltsamerweise fühlte sie keinen Schmerz. Benommen blinzelte sie. Vom Kampf zerwühlter Schnee türmte sich neben ihr auf. Sie bildete sich ein, Narzissen wie aus Spitze und Eiskristallen zu sehen; gleichzeitig zog eine Zukunft an ihr vorbei, die niemals sein würde: Adrien und sie an einem milden Frühlingmorgen, wie sie in Sonntagskleidung die Dorfkirche betraten. Ihr erstes Kind, das sie in den Armen hielt, an einem Schneetag wie heute. *Mémé*, die ihren Urenkel in der Wiege segnete. Sie sah das zweite Kind und das dritte. Sie sah Weihnachtsfeste und Sommerernten, Tänze am Johannesfeuer und Mondstunden mit Adrien

hinter den zugezogenen Bettvorhängen. Tag um Tag rann unwiderruflich in den Schnee und versickerte für immer. Neue Narzissen erblühten an dieser Stelle wie Grabblumen für die geraubten Jahre. Sie waren schön und unberührt – und so rot wie die Augen des Todes.

## MASKENBALL

Das Haus in der Rue Jusienne war ganz sicher nicht der größte Stadtpalast in Versailles, aber eindeutig der beliebteste. Draußen froren die Kutscher mit roten Nasen vor sich hin, doch hier drinnen war es zum Ersticken warm; alle Fensterscheiben waren von innen beschlagen. Hinter Masken versteckt amüsierten sich Adelige, Dichter, Halbweltgestalten und sicher auch einige anrühige Libertins im Schein der Kristalllüster. Die meisten Gäste feierten noch ausgelassener als sonst, weil sie endlich der schlechten Stimmung am Königshof entfliehen und wieder befreit lachen konnten. Bemalte Fächer schoben die weingetränkte Luft hin und her. Und die mit Blumenmustern bedruckten Kleider der Damen brachten sogar einen Hauch von Frühling in den Saal.

Jean-Baptiste du Barry, der Gastgeber, war in ganz Paris für seine Ausschweifungen berüchtigt. Bei seinen Festen sparte er nicht an Luxus und eiferte dem Königshof nach – an den Wänden hingen die Ölgemälde alter Meister, teure Spiegel warfen das Kerzenlicht zurück. Diener eilten mit Tablett voll Limonade und Wein durch die Räume und auf den Tischen standen Porzellanschalen mit Marzipankonfekt. Lachen mischte sich in Geigenklänge und Cembalomusik.

Thomas, der neben der Tür zum Spielzimmer stand und sich an seinem Weinglas festhielt, beobachtete, wie die Tänzer in zwei Reihen Aufstellung für ein Menuett nahmen. Nicht alle bewahrten dabei Haltung, ein Adelige mit weiß

gepudertes Perücke hatte sogar schon bedenklich Schlagseite.

Thomas konnte solche Feste nicht besonders leiden, aber diese Stimmung, die er „blaue Stunde“ nannte, liebte er: Die Zeit der steifen Höflichkeiten war vorbei, Skandale lagen bereits in der Luft. Die Festgesellschaft war zwar noch nicht völlig betrunken, aber sie nahm bereits Fahrt auf wie eine Kutsche, die schneller und schneller wurde, bis sie früher oder später zu schlingern begann. Schminke verwischte, das Lachen wurde zu laut, und bald würde so manches wahre Gesicht hinter der gepuderten Fassade zum Vorschein kommen.

Thomas konzentrierte sich auf jene Details, die sicher keinem der anderen Gäste auffielen: Die Perücke des Flötenspielers war nach hinten gerutscht, eine rote Locke ragte darunter hervor. Das Kleid einer Dame setzte mit dem Saum zu sehr auf dem Boden auf, was bedeutete, dass sie unter dem Reifrock heimlich aus ihren hohen Schuhen geschlüpft war, um ihre schmerzenden Füße auf dem Parkettboden zu kühlen. Eine andere Frau gab ihrem jungen Liebhaber mit einem Fächerschlag ein geheimes Zeichen und verließ unauffällig den Raum, während ihr Mann ahnungslos mit dem Gastgeber plauderte.

Irgendwo im Getümmel befand sich auch Thomas' Vater. Thomas reckte den Hals und entdeckte ihn schließlich in der Nähe der Tür. Charles Auvray war kein großer Mann, aber wo er stand, knisterte die Luft. Mit weit ausholenden Gesten erzählte er eine Geschichte. Die Damen lachten bei der Pointe kreischend auf. Thomas wusste, er sollte sich wieder zu ihm gesellen, aber stattdessen machte er einige Schritte zur Seite und glitt unauffällig in das angrenzende Zimmer. *Ein paar Minuten noch, dachte er. Die Nacht wird*

*noch lang genug.* Denn so, wie sein Vater schon seit Wochen auf diesen Karnevalsball hinfieberte, hatte er heute bestimmt noch irgendeinen Schachzug auf dem gesellschaftlichen Spielbrett vor.

Er blickte zur Tür zurück – und stieß gegen etwas Weiches. Ein federnder Reifrock geriet ihm in die Quere. Im letzten Moment konnte er sein Glas ausbalancieren, um ein Haar hätte sich der Rotwein in ein mit Spitze gesäumtes Dekolleté ergossen. Auch bei dieser Frau fielen ihm sofort die Einzelheiten auf: blondes Haar, das ihr offen über die Schultern fiel, und das Muster des Spitzenstoffes, winzige Lilien aus weißem Garn. Ein seltsamer Kontrast zu dem Rosenparfüm, das ihm in die Nase stieg.

„Suchen Sie in meinem Ausschnitt etwas Bestimmtes, Monsieur?“

Thomas beeilte sich, Abstand zwischen sich und die Dame zu bringen. Sie war höchstens ein, zwei Jahre älter als er, so hochgewachsen wie er selbst und hatte ein auffallend hübsches Gesicht mit sanften Zügen und schräg geschnittenen Katzenaugen. Die Seidenblume in ihrem Haar spiegelte deren blaue Farbe.

Vermutlich waren er und die Mademoiselle die einzigen Leute auf diesem Fest, die keine Maske trugen. Die Schöne lächelte kokett und versuchte seinen Blick erneut auf ihren Busen zu lenken, indem sie die Spitzenvolants zurechtzupfte.

„Oh, ich suche nichts Besonderes, Mademoiselle. Aber Lilien sind nun mal dafür da, dass man sie bewundert. Französische Spitze, nehme ich an?“

Wie erwartet, hatte die Schöne mit einer zerknirschten Entschuldigung gerechnet. Sie hob verdutzt die Brauen.

Dann überraschte sie ihn mit einem Lachen, das für eine Dame viel zu laut und kechlig war.

„Soso, ein Modefachmann mit rein beruflichem Interesse an Lilien. Na, dann passen Sie mal auf, dass Sie nicht auf anderer Leute Wiesen wildern.“ Sie ließ ihren Fächer scharf aufschnappen. „Und trinken und tanzen Sie gefälligst. Für meinen Geschmack sind Sie nämlich zu blass, zu nüchtern und eindeutig zu ernsthaft.“ Obwohl sie ihn zurechtwies, verriet ihr Lächeln, dass er ihr gefiel. „Einen schönen Abend noch, Monsieur!“ Sie zwinkerte ihm ungeniert zu und steuerte einen der Spieltische an. Ein Mann mit einer Wolfsmaske setzte hundert Livre auf eine einzige Karte – und verlor. Das blonde Mädchen machte ihm charmant Mut, es ein zweites Mal zu versuchen.

Sie war also eine von du Barrys *grisettes* – irgendeine kleine Verkäuferin oder Theaterstatistin, die er bei sich aufnahm, hübsch einkleidete und ihr Manieren beibrachte, um sie dann an einen Herzog als Mätresse zu verkuppeln. Es war ein offenes Geheimnis, dass du Barry den Großteil seiner Einkünfte aus dem Glücksspiel und der Vermittlung solcher Mädchen bezog. Jetzt warf die Blonde lachend den Kopf zurück und legte dabei die Fingerspitzen auf die Brust. Diese Geste war so anmutig und dabei so einstudiert, dass Thomas sofort fasziniert war. Rasch zog er sein Taschentuch aus dem Ärmel. Durch den Stoff konnte er die Zeichenkohle fühlen und sofort durchrieselte ihn jenes Gefühl der Vorfreude, das ihn jedes Mal überkam, wenn er ein besonderes Motiv entdeckt hatte. Er sah sich nach Papier um, einem Menüplan oder einem Theaterprogramm, aber es lag nichts auf den Tischen herum. Also holte er die Zeitungsseite hervor, die er bei sich trug. An einem Tisch in einer Ecknische setzte er sich

hin. Hier fiel er nicht weiter auf, niemand sah zu ihm herüber, am Spieltisch hatte längst die nächste Runde begonnen.

Er wickelte die Zeichenkohle aus dem Taschentuch und strich das Papier auf seinem Bein glatt. Es war ein Blatt der Zeitung *Gazette de France*, er kannte diese Ausgabe schon auswendig. Sie war mehrere Wochen alt, auf der Titelseite prangte neben dem Artikeltext die Skizze einer Hyäne, die Thomas vor einigen Tagen dorthin gekritzelt hatte. Aber auf der Rückseite war am Rand noch genug Platz für eine weitere Zeichnung.

Am Spieltisch erklang Applaus, der Wolfsmann nahm seine Maske ab, um sich den Schweiß von der Stirn zu tupfen. Die Blonde legte den Kopf schief und nestelte an der Seidenblume in ihrem Haar. Thomas vergaß seinen Vater und all die Verpflichtungen dieses Abends und sah nur noch diese Geste, die leichte Neigung des Kopfes, die Linien der Schultern und der Arme. Dann glitt die Zeichenkohle wie von selbst über das Blatt. Zarte Striche fanden ihren Platz neben starken, geschwungenen Bögen. Mit dem Zeigefinger verwischte er schwarze Linien zu grauen, weichen Schatten, die zu einem Gesicht wurden, zu Locken, einem schlanken Hals. Als er die Geste des Mädchens auf das Papier gebannt hatte, war sie schon längst Vergangenheit. Die Blonde beugte sich gerade über den Spieltisch und zog eine Karte.

„Ah! Dachte ich es mir doch!“ Sein Vater tauchte neben ihm auf wie herbeigezwinkert. „Meine Güte, als hättest du tagsüber nicht genug Zeit, um zu zeichnen! Los, komm mit!“ Er packte Thomas einfach am Ärmel und zog ihn vom Stuhl hoch. Die Kohle rutschte ihm aus den Fingern, aber sein Vater bemerkte es gar nicht. Thomas konnte gerade

noch hastig das Zeitungsblatt zusammenfalten, da wurde er schon in Richtung Salon geschoben. Erst an der Tür blieb Charles Auvray atemlos stehen und ließ seinen Blick prüfend über Thomas' Festkleidung schweifen. Rock, Weste und Kniehose waren neu und hatten ein Vermögen gekostet. In die hellgrüne Seide waren dunkelgrüne Streifen eingewebt, die Knöpfe waren mit besticktem Stoff überzogen. Passend dazu trug er eine Perücke aus lohfarbenem Rosshaar, das zwar dunkler war als Thomas' hellblonde Strähnen, aber dennoch gut zu ihm passte. Sein Vater nickte stolz. „Viel besser als dieser traurige Studentenmantel, den du sonst anhast.“

Doch bevor sein Vater ihm auch noch die Halsbinde zurechtzurren konnte, wehrte Thomas ihn freundlich, aber bestimmt ab. „Das genügt. Ich bin doch kein Pferd, das Sie für die Parade zurechtmachen müssen.“

„Ach, nicht?“ Sein Vater lachte. „Na, streng dich trotzdem an und wirf die Hufe! Du Barry brennt darauf, uns jemanden vorzustellen. Halte dich fest, Sohn: Es ist der Comte de Tremins!“

„Und ich vermute, er hat eine Tochter“, bemerkte Thomas trocken.

Sein Vater stutzte. Wie so oft schien er zu überlegen, ob in Thomas' Tonfall Ironie mitschwang, aber dann hellte sich seine Miene sofort wieder auf. „Keine Tochter, aber immerhin eine Nichte. Sie kommt zwar aus der Provinz – irgendwo aus der Normandie – aber sie ist eine echte de Tremins wie ihr Onkel. Sie ist erst seit einigen Tagen in Paris. Und wer weiß, vielleicht gefälltst du ihr ja?“

„Wie oft soll ich Ihnen noch sagen, dass ich noch kein Interesse habe an einer Heir...“